Tröstung.

Sag' an, es fällt von deinem Haupte
Kein Haar, von welchem Gott nichts weiß —
Und was der Tag uns Größres raubte,
Das fiele nicht auf sein Geheiß?

Trag' es, wenn seinen Schnee der Winter
In unser Hoffen niederstiebt,
Ein ganzer Frühling lacht dahinter:
Gott züchtigt immer, wen er liebt.

Laß in dem Leid, das er beschieden,
Den Keim uns künft'gen Glückes schauen,
Dann kommt der Tag, wo Freud und Frieden
In unserm Herzen Hütten bau'n.

Theodor Fontane.

Das Original-Portrait.

Von H. Schönort.

„— — Ehrlich gestanden, — es ist nicht viel los mit mir, — was?"

Die Hände hinter den Kopf verschränkt sieht sie ihren Lehrer an. Er setzt erst noch den Schatten auf der Lippe des Männerkopfes etwas kräftiger ein, ehe er antwortet:

„Daß Sie ein Genie wären, behaupte ich nicht. Und zu dem Talent, das Sie haben, gehört noch mancherlei, das Sie nicht haben."

„Fleiß, Ausdauer, höhere Andacht, kurz alles, was man Leuten anräth, denen die Hauptsache fehlt."

Sie spricht lachend, aber ihre Augen funkeln verdächtig.

„Rathen Sie mir denn, lieber Meister, daß ich umsattein soll; — Kindergärtnerin werden oder Lehrerin an einer Nadelschule?"

Ein unverständliches, aber mißbilligendes Gebrumm ist die Antwort.

„Also ich soll mich weiterquälen, den Dolch im Busen?" —

Er kommt hinter seiner Staffelei hervor. „Sie sind heute ganz verdreht", tadelt er.

„Das bin ich immer. Aber heute hätte ich doch wohl Grund."

„Kind," sagte er kopfschüttelnd, Kind! Sie wissen ja garnicht, was Sie reden! Nach einem Jahre Unterricht gleich alles über den Haufen werfen wollen, weil ich Sie nicht als Genie feiere! was hat unsereins sich alles sagen lassen müssen, sich gequält, allein mit ganz handwerksmäßig niederträchtigen Uebungsarbeiten, von denen Sie überhaupt nichts wissen wollen! Und die dunklen Stunden, in denen einem so hundemäßig zu Muth war, ein häßliches graues Gespinnst über alles Empfinden zog: Wirst nix! Wirst nix!"

Er wischt sich über die Stirn. Offenbar macht die Erinnerung ihn noch heiß.

„Sehen Sie — grad so ist mir jetzt zu Muth," triumphirt Retty.

„Ihnen?" Er lacht wegwerfend und wirthschaftet wild auf seiner Palette umher. „Sie glauben ja selber nicht, was Sie da sagen."

„Sie nehmen mich nicht ernst", schmollt sie.

Nehmen Sie sich selber denn ernst?" fragt er dagegen.

Keine Antwort. —

Leonhard wirft zwischen der Arbeit einen halb tadelnden, halb mitleidigen Blick auf Retty. „Sie arbeiten ja nicht", sagt er endlich milde.

Sie zieht mechanisch ein paar ganz sinnlose Linien, läßt die Hände sinken und sagt kläglich: „Ich kann nicht!"

Sofort kommt er ihr mit Rath und That zu Hilfe. „Das Modell hat ja aber den Kopf ganz sinken lassen — Sie — alter Herr — wachen Sie mal auf!" schrie Leonhard den Armenhäusler an, der in stumpfsinnigem Behagen vor sich hin döste.

„Häh?" lallt der Schwerhörige und öffnete die trüben Augen ein wenig weiter.

Leonhard sprang mit ungeduldigem Kopfschütteln zu und schob den Alten an seinem borstigen Kinn in die gewünschte Lage.

„Ach, lassen Sie nur, Herr Leonhard," sagte Retty mit müdem Ton, „ich kann doch nichts mehr thun."

Er zog die Brauen etwas zusammen. „Wie Sie wollen." Dann half er dem Alten sorglich vom Podium herunter.

„Ist die Erosensuppe denn auch schon fertig, wenn Sie früher nach Hause kommen?" schrie Retty ihn mit Aufgebot aller Kraft an.

Der Alte verzog seinen zahnlosen Mund. Wie ein dumpfes, rasselndes Wiehern klang sein Lachen, und zu seinem Verlauf bedurfte es gerade dreier Minuten. Dann es artete immer in einen Hustenanfall aus.

„Sie sollen doch den Alten nicht zum Lachen bringen", sagte der Maler vorwurfsvoll.

„Ich habe doch keinen Witz gemacht" sagte sie unschuldig.

„Die da is 'n Racker, 'n Racker is sie", kicherte der Alte, und kichernd und hustend zog er ab.

Retty lachte. „Ein Racker bin ich, ein Racker — haben Sie's gehört, Herr Leonhard? Vox populi! Aber ich kann auch gut sein — so!" Sie zwang das wirre Blondhaar in einen primitiven Scheitel, und schlug die großen Augen schwärmerisch zur Decke auf.

„Ganz hübsch", sagte der Maler, dessen Blicke gefesselt und doch mißbilligend auf Retty ruhten. „Aber unwahr! Dies ist nicht Ihr Genre."

„Ein anderes denn! Ich bin eine Nixe, ein Kobold — so!" Sie strich die Locken wieder in die Stirn und zog den Pfeil aus dem Knoten. Aus dem gesenkten Gesicht leuchteten die Augen verführerisch; hundert grüne Lichtfünkchen tanzten in den grauen Sternen und hundert nichtsnutzige, elbische Gedanken gaukelten dahinter.

Leonhard, der brave, solide Mensch, empfand Mißbehagen, besonders weil sie ihm so gut gefiel. Der Künstler sah mit Entzücken in das bezaubernde Gesichtchen, — hier war eine Aufgabe!

„Wenn ich Sie malen könnte!" entfuhr es ihm.

„Das können Sie ja," sagte Retty gleichmüthig und steckte ihre Haare wieder auf.

„Würden Sie mir denn sitzen?"

„Warum nicht? Am Ende eigne ich mich zum Gemaltwerden besser als zum Malen. Was soll's sein, Engel, Teufel, Madonna, Elbin —"

„Sie selbst, das heißt wenn ich's kann", setzte er bescheiden hinzu. „Es ist nicht leicht."

„Nein, ich glaub's auch nicht." Sie guckte prüfend in den Spiegel. „Was soll man z. B. für eine Farbe zu den Augen nehmen? Und wann soll ich kommen? Aber am Ende paßt sich das wieder nicht? Die zu Hause stellen sich nämlich einen Künstler als ganz gefährlichen Menschen vor! Bah! wir haben ja den Röficke als Ehrendame. Und nicht wahr, ich bekomme eine Kopie? Dann ist die Sache nachträglich als Weihnachtsüberraschung für die Eltern gerechtfertigt."

„Ja aber —" begann der gewissenhafte Leonhard zögernd.

„Kein Aber, lieber Meister! Wie kann ein Künstler nur so schwerfällig sein!"

Er ließ sich gern überzeugen.

„Nehmen Sie mir das offene Wort in Bezug auf Ihre Arbeit nicht übel," bat er beim Adieu. Sie schüttelte lachend den Kopf. „Es ist mein Schicksal, keine Illusionen zu haben, auch nicht über mich selbst."

Doch auf der Treppe rieselte es ihr heiß über die Wangen. Es war nicht das Wort über ihre Arbeit, sondern ein anderes Wort, das tief in ihrer Seele saß.

Zornig wischte sie die Thränen fort und zog den Schleier herunter.

Es giebt nichts, was einen Menschen so kränkt, als das Bewußtsein, nicht ernst genommen zu werden.

„Sie nehmen sich ja selbst nicht ernst!" — Nun ja. Aber andere dürfen so etwas nicht thun — einige andre wenigstens nicht — —

* * *

Röficke schmunzelte dermaßen, daß er ins Husten kam, als Retty in der nächsten Stunde in einer seegrünen Seidenbluse erschien.

Er bekam seine geliebte Kümmelflasche hingesetzt und erhielt die Weisung, sein edles Profil dem Fenster zuzuwenden.

Retty setzte sich auf einen Stuhl Louis des Fünfzehnten und sah sehr vergnügt und erwartungsvoll aus.

In der Frühstückspause betrachtete sie das „Bild", das noch als ein wüstes Durcheinander von Kohlestrichen und Farbeflecken erschien.

„Ob das wohl je was wird?" meinte sie bedenklich.

„Wollen's hoffen," sagte Leonhard kurz.

Es war etwas Ernstes, Gespanntes in seinem Aussehen und Wesen, das ihr garnicht gefiel. Sie hatte sich die Sitzungen so spaßhaft gedacht.

Solch ein vom Schaffensteufel besessener Mensch ist die ungenießbarste Gesellschaft von der Welt.

Retty machte im Verlauf der Sitzung allerlei Unterhaltungsanläufe, dann fing sie an zu gähnen, zu seufzen und tief melancholisch auszusehen.

„Ist Ihnen das Sitzen so zuwider?" frug Leonhard schließlich harmlos erstaunt.

„Solch ein Sitzen, ja!" sagte Retty mit Emphase. „Das ist je schlimmer, als Einzelhaft. Darf ich mir nächstes Mal eine Häkelei mitbringen?"

„Verzeihen Sie," sagte er erschrocken. „Ich war so tief in der Arbeit —" Aber diese Arbeit bin ich doch, dachte Retty. „Da könnte er sich doch auch etwas mit mir beschäftigen."

„In der nächsten Sitzung wird es schon meine Pflicht sein, Sie zu unterhalten," tröstete er. „Sie dürfen doch nicht zu gelangweilt aussehen."

Retty seufzte herzbrechend.

Die nächste Pause benutzte sie, eine Karikatur von dem braven Röficke zu zeichnen, wie er, die Flasche neben sich, mit gesenktem Kopf und offenem Munde auf dem Stuhle hing. „Damit wir doch ein Resultat vorzuzeigen haben."

„Zur Karikatur haben Sie entschieden Talent," sagte Leonhard.

Das war doch wohl ein Lob — klang aber wie Tadel.

Er that ihr Unrecht — sie war so schlimm garnicht. Es that ihr sogar leid, als Röficke ihre Schöpfung nachher mit sichtlichem Unbehagen betrachtete, das er durch verlegenes Grinsen zu maskieren suchte.

„Es ist nur ein kleiner Scherz," lutete sie dem Alten zu.

„Jawoll, jawoll," sate der Alte und räusperte und schnäuzte sich, immer noch voll Unbehagen.

Und Leonhard warf ihr einen so vorwurfsvollen Blick zu!

Sie ging recht verstimmt nach Hause. Sie ärgerte sich, daß so wenig von der grünen Blouse auf das Bild kam, daß die Sitzungen so langweilig waren; über sich selbst und nochmals über Leonhard, der schuld war, daß sie sich über sich selbst ärgern mußte. „Der Philister," schalt sie, „und das will ein Künstler sein!"

* * *

In der nächsten Stunde machte Leonhard ihr wahrhaftig noch Vorwürfe. „Sie haben den Alten getränkt durch ihre grausame Zeichnung. Uebrigens kommt er heute nicht, er liegt mit Gliederschmerzen zu Bett."

„Armerhäusler pflegen in der Regel nicht so empfindsam zu sein," sagte Retty leichthin. Sie meinte es durchaus nicht so, aber sein Vorwurf sprengte ihre Geduld.

Leonhard schloß die Lippen sehr fest, als ob er ein dort schwebendes scharfes Wort unterdrückte.

Etwas Unbehagliches, Schmerzliches stieg in Rettys Kehle auf. Aber sie besiegte es und scherzte und lachte.

Sie wollte ein übermüthiges, strahlendes Bild haben, voll Geist und Leben.

Am Nachmittag entwendete sie ihrem Vater eine Flasche schweren Wein und trug sie ins Alte Männer-Haus für Herrn Röficke.

„Komisch — vorhin gab Herr Maler Leonhard eine Flasche Wein ab für Röficke," sagte der Pförtner.

„Komisch. Grüßen Sie ihn nur schön, und er möchte bald wieder besser werden."

„Ganz dasselbe hat Herr Leonhard auch gesagt."

Nachdem er und Retty sich eine Minute angelacht hatten über diese Arabesken des Schicksals, zog Retty ab, so heiter wie seit lange nicht.

Die Sitzungen blieben, obwohl Röficke nicht wieder erschien, so korrekt wie nur möglich, und viel früher als sie erwartet, kündigte Leonhard ihr an, daß sie am nächsten Tage die Bilder in Augenschein nehmen könne — vorher hatte sie sie nicht sehen dürfen.

Sie hatte ordentlich Herzklopfen als sie eintrat, und Leonhard empfing sie, sichtlich in einem Zustande von nervösem Unbehagen. Für beide war es ein großer Moment, als er sie vor die Staffelei führte.

„Das Original," sagte er verlegen.

Ein Laut der Ueberraschung und Bewunderung entfuhr Retty.

Das keke, geistvolle Mädchengesicht leuchtete einem mit verblüffender Lebendigkeit entgegen. Die schmalen rothen Lippen und die schimmernden Augen lächelten mit nixenhafter Unergründlichkeit in dem perlweißen Gesicht.

„Ist es einigermaßen?" frug Leonhard nach einer Weile zaghaft, als Retty garnichts weiter von sich hören ließ.

„Es ist ein Meisterwerk," sagte sie mit eigenthümlicher Ruhe, „der reine Leonardo! Ich kann Ihnen nur bestens gratulieren!"

„Ja, halten Sie es denn für ähnlich? Habe ich Ihr Wesen getroffen, das Uebermüthige, Pikante? — —"

„Das Bild ist sehr pikant," versicherte Retty mit vibrierenden Lippen. „Man selbst hat wohl kein Urtheil, ob das innerste Wesen zum Ausdruck gebracht ist. Entweder wir kennen uns selbst nicht recht, oder andere sehen uns anders. Sie sehen mich jedenfalls so, und haben diese Ansicht künstlerisch brillant wiedergegeben."

Leonhard konnte sich nicht recht freuen über dies weitgehende Lob; irgend etwas gefiel ihm nicht — weniger wäre mehr gewesen.

„Ihre Kopie," sagte er und rückte eine andere Staffelei herbei.

Auf den ersten Blick glichen Original und Kopie sich völlig. Beim eingehenderen Betrachten war in der Kopie das Nixenhafte etwas abgeschwächt; wo im Original ein ganz winziges Etwas von Grausamkeit durch das Lächeln blickte, war hier nur keker Uebermuth.

„Darf ich es mitnehmen?" fragte Retty. „Ich habe Johann draußen warten lassen. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar."

„Der Dank ist auf meiner Seite. Werden Sie mir erlauben, es im Frühjahr auszustellen?"

„Aber gewiß. Da ist ja auch schon eine Kiste bereit —"

Leonhard legte das für sie bestimmte Bild in die Kiste.

„Es klopft, Herr Leonhard," mahnte Retty.

Leonhard ging, um nachzusehen. Er hatte eine ziemlich lange Unterredung draußen.

Retty lauschte eine Minute. Dann, sehr blaß und die Augen fast schwarz von einem verzweifelten Entschluß, tauschte sie mit katzenartig geschmeidiger Raschheit die beiden Bilder und legte den Deckel über die Kiste.

Als Leonhard wieder eintrat, war er in fröhlicher Hast. „Ich muß plötzlich abreisen," sagte er, „— ein Auftrag — die Sache schwebte schon länger, aber nun ist's definitiv. Verzeihen Sie, wenn ich gleich ans Packen meiner Sachen gehe —"

„Ich bitte Sie! Ich müßte ja ohnehin gehen. Glückliche Reise und guten Erfolg. Und nochmals tausend Dank."

Sie schüttelten sich die Hände. Leonhard war offenbar schon ganz von der bevorstehenden Aufgabe hingenommen und froh, Retty los zu werden, so herzlich er ihre Abschiedsworte auch erwiderte. — —

* * *

Abends allein setzte Retty sich vor das Bild und studierte es, mit aufgestützten Armen, düster hineinstarrend.

Sie hoffte, sich beim ersten Sehen vielleicht geirrt, übertrieben empfunden zu haben.

Aber das Bild gewann leider nicht bei näherer Bekanntschaft. Im Gegentheil, immer herzloser, immer grausamer fand Retty das Lächeln des schmalen Lippen. Und der Abgrund der schimmernden Augen war nicht einmal ein schöner Abgrund.

Sie starrte so lange auf das Bild, bis es sich in ihren Augen zur Teufelsfratze verzerrte und sie es nicht mehr ertragen konnte.

Schluchzend packte sie es fort.

So sah er sie! — —

Kein Wort von ihm hatte sie so tief geträuft, als dieses Urtheil.

Der Betrug, der ihr zuerst Gewissensbisse gemacht, drückte sie nun nicht mehr. Dieses Bild konnte sie nicht in seinem Besitz wissen, das ertrug sie nicht.

Zwar das Bild war ja nur der sichtbare Ausdruck seiner Meinung von ihr. —

Dieser Gedanke quälte sie, suchte sie heim, Tag und Nacht. Ja, auch des Nachts kam dieses Scheusal von einer Doppelgängerin zu ihr und grinste sie an mit dem berückend falschen Lächeln der Mona Lisa, die sie so haßte.

Und immer und immer zog es sie doch wieder nach dem Bilde hin, wie den Verbrecher nach dem Ort der That.

Die Zeichenstunden fielen aus, theils durch Leonhards Reise, theils der Weihnachtsvorbereitungen halber. „Nach Weihnachten wollen wir deinen Maler einmal einladen, aus Erkenntlichkeit," sagte Rettys Vater. Er hieß im Hause nur „Rettys Maler."

* * *

„Herr Leonhard wünscht Fräulein Retty zu sprechen, aber ganz allein," verkündigte der Diener eines Tages der versammelten Familie.

„O Retty — dein Maler will gewiß um dich anhalten," jubilirte der jüngste Sproß der Familie, ein Bengel von furchtbarer Witzigkeit.

Alle lachten. Die Mama machte ein etwas ängstliches Gesicht, — sie glaubte nun einmal nicht an die Harmlosigkeit von Künstlern.

Mechanisch stand Retty auf. Die Glieder waren ihr wie Blei. Es war ihr zu Muth wie damals als Kind, als sie wegen irgend eines fürchterlichen Schulstreiches allein in's Conferenzzimmer befohlen worden war.

Sie fühlte sich sehr stark versucht, ihre Mutter an der Hand zu fassen, daß sie mitgehen möchte, und als sie mit schlotternden Knieen über den Corridor ging, wo ihre Pelzmütze und Jacke hingen, erfaßte sie abermals ein starker Impuls. —

Sie hatte unbegreiflich ruhig gelebt in dieser ganzen Zeit, wo das Damoklesschwert immer schon über ihrem Haupte geschwebt. Nun war die Katastrophe da, und kein Entrinnen. — —

Mit Todesverachtung öffnete sie die Thür ihres Zimmers und trat ein. — Leonhard kam ihr entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie stören muß, Fräulein Stenger" — Retty griff abwehrend in die Luft — „aber es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, die schleunigst erledigt werden muß."

Rettys Herz klopfte bis an den Hals herauf.

„Wäre es möglich," rief Leonhard, doch ohne sie anzusehen, denn die Sache war ihm offenbar sehr peinlich, „daß die Bilder verwechselt worden wären? Obwohl ich nicht begreife — wie sollte ich meine eigenen Arbeiten verwechseln. — Ich komme gestern von der Reise zurück, und wie ich nun heute das Bild ansehe, kommt es mir vor, als sei es die Kopie. Ganz sicher kann ich ja nicht sein — ich habe die Portraits so schnell gemalt und bin dann länger fortgewesen. Sie werden verzeihen, wenn ich mich irre — ich wollte nur zu meiner Beruhigung — Sie können sich wohl denken —"

Retty nickte automatenhaft und ging mit schweren Schritten zu der Truhe, die das Bild barg.

„Das ist das Original!" rief Leonhard aus. Seine Augen umfaßten das Bild mit etwas wie väterlicher Zärtlichkeit. „Es ist doch gut," murmelte er, unbewußt, mehr zu sich selbst. Und dann sagte er zu Retty: „Sie werden erlauben, daß die Bilder sogleich getauscht werden, — Sie haben es wahrscheinlich noch gar nicht wieder angesehen" — das letztere etwas enttäuscht.

Das Gefürchtete hatte sich über Erwarten friedlich gestaltet. Retty nahm einen seelischen Anlauf. „Herr Leonhard," sagte sie todesmuthig, „ich selbst habe die Bilder vertauscht!"

Er prallte zurück, als sähe er das Haupt der Medusa.

„Sie — Sie — Sie!—" stieß er hervor.

„Ich." Sie wurde ganz ruhig, als sie ihn so außer sich sah. „Sehen Sie, Herr Leonhard, dieses Bild darf nicht in Ihrem Besitz, darf in Niemandes Besitz sein, als in meinen eigenen."

Er schrie förmlich auf vor Empörung.

„Denn," fuhr Retty muthig fort, „dieses Bild ist eine Verleumdung! Ja, ich bin wirklich nicht verrückt geworden, ich war noch niemals so vernünftig. Sie haben mich so gesehen, sicherlich aber ich bin nicht so. Ich bin keine Nixe, kein Rautendelein, habe nur eine bewegliche Mimik und eine lose Zunge. Ob ich gut bin oder schlecht — wer wüßte es zu sagen, ich weiß es selbst nicht. Aber das weiß ich gewiß: Ich bin ein echtes, rechtes Menschenkind. Sehen Sie sich doch das Bild und dann mich an!"

Ihre Lippen zuckten zwischen Lachen und Weinen, die Augen lächelten tapfer, obwohl sie zum Ueberlaufen voll waren.

Bestürzt sah der Maler auf Retty und dann auf das Bild.

„Es ist wirklich nicht ähnlich," murmelte er. „Aber — so hab' ich Sie auch noch nie gesehen."

„Das hätten Sie aber müssen," schluchzte Retty — die Salzfluth war jetzt übergetreten. „Wenn man jemand malt, so muß man sich liebevoll in sein Wesen vertiefen —"

„So! —"

„— haben Sie mir doch immer gesagt! Aber Sie haben sich nicht liebevoll vertieft, Sie haben sich durch die Oberfläche täuschen lassen und gemeint, das Vertiefen lohne doch wohl nicht. Auch wenn man jemand in übermüthiger Stimmung malt — ich meine, wenn der Jemand in übermüthiger Stimmung ist — so muß man doch auch alles das mitmalen, was unter diesem Uebermuth liegt. Sie haben auch noch allerlei hineingemalt, aber nicht mich, nein, nicht mich!" rief sie ganz verzweifelt.

Leonhard schaute ganz kleinlaut hin und her. „Sie haben recht, es ist wirklich ein ganz abscheuliches Bild," murmelte er, „aber Sie sollen ja auch davon befreit werden. Und ich verspreche Ihnen, Niemand soll es zu sehen bekommen, außer mir selbst."

„Das ist es ja eben," murmelte Retty.

Er sah sie an. Ueber seine Zunge ging ein Leuchten, aber noch ungläubig, zage, flehend tauchten seine Augen in ihre. „Spanne mich nicht auf die Folter," baten die guten, ehrlichen Augen.

Und ihre Augen antworteten mit einem Blick, nicht minder flehend und fordernd. Die ganze bange, sehnende Seele trat in diese wundervollen Augen, sie hatten so eine unwiderstehliche Macht. Unter dieser Macht stehend, zog Leonhard sein Taschenmesser, ging an seine Schöpfung heran und zerschnitt das Porträt kreuz und quer, daß die Fetzen herumhingen.

Ein Jubelruf Retty's belohnte diesen Vandalismus.

„Hab ich's so recht gemacht?" fragte er schwer athmend.

— — — — — — — — — —

— — Als Familie Stenger die Länge der privaten Unterredung unheimlich wurde, schickten sie den Jüngsten ab, „zufällig" in Rettys Zimmer zu gehen. Der Maler gehörte gewiß zur Sorte derer, die aus Ungewandtheit nicht fortfinden können.

Der Jüngling kam mit einem sehr komischen Gesicht wieder.

„Nun — was machen sie?"

„O," erwiderte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit, aber die Stimme schnappte vor innerer Aufregung doch etwas über, „sie stehen vor einem kaputgeschnittenen Bilde, und Retty weint auf dem Maler seinen Aermel und sagt, nun kriegte er zur Entschädigung das echte Original." Und dann platzte er in echter Jungenhaftigkeit heraus: „O Mutter, wenn ich doch gewettet hätte!"

„Hab' ich diesen Künstlern nicht immer mißtraut!" rief die Mama empört und stürzte nach dem Orte der That — — — — —

Einer der ersten Besuche des Brautpaares galt dem braven Röficke — auf Rettys Wunsch.

„Na, was sagen Sie denn nun," schrie Leonhard den Alten mit schmetternder Stimme an, „das hätten Sie wohl nicht gedacht?"

„Nicht gedacht," kicherte der Alte, „häh, häh, nicht gedacht! Das konnte ja ein Blinder sehen, daß das Fräulein Ihnen gern hatte —"

„O," sagte Retty entsetzt, purpurn erglühend.

„— und daß Sie ihr auch woll leiden mochten," setzte Röficke taktvoll hinzu. „Und wie ich die Flasche Wein von Sie bekam, und dann gleich eine von das Fräulein, da wußte ich Bescheid, häh, häh, da wußte ich Bescheid. Fräulein ihrer war besser."

„Morgen bekommen Sie eine Flasche Extrafeinen, um auf unser Wohl zu trinken," sagte Leonhard. „Sie sind doch sozusagen der Schutzengel unserer Liebe gewesen."

„Is mich 'ne große Ehre," sagte Röficke.

Die Hinterlassenschaft der Kaiserin Elisabeth.

Ueber die Hinterlassenschaft der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, soweit sie bei der Bank von England deponirt ist, schweben augenblicklich zwischen der österreichisch-ungarischen Botschaft in London, dem englischen Auswärtigen Amt, dem juristischen Beirath der britischen Krone, der englischen Steuerverwaltung und endlich der Direktion der Bank Verhandlungen. Das englische Schatzamt, vertreten durch die Steuerverwaltung, beansprucht, daß das ganze Depot der Kaiserin der englischen Erbschafts-Besteuerung unterliegt und die Testaments-Exekutoren bis zur Erledigung der Formalitäten von den in solchen Fragen zuständigen Behörden in London nicht berechtigt sein sollen, über die Werthe zu verfügen. Hiergegen erhebt die Oesterreichische Botschaft den Einwand der Exterritorialität, dem vermuthlich sonst sofort Folge gegeben worden wäre, wenn nicht erst Mitte Dezember das Oberhaus als oberster Appellgerichtshof des Britischen Reiches die Entscheidung getroffen hätte, daß Vermögenswerthe, die sich innerhalb der Reichsgrenzen befinden und Ausländern zufallen, ihnen erst nach Erlegung der englischen Erbschaftssteuern ausgefolgt werden dürfen. Bei dem Erbe der Kaiserin handelt es sich natürlich um sehr ansehnliche Summen. In den ersten Jahren nach ihrer Vermählung hatte sie ihre Ersparnisse in Grundstücken in und um Wien angelegt, diese aber später verkauft und alsdann den Erlös, sowie ihren jährlichen Ueberschuß in Börsenwerthen anlegen lassen, die in der Bank von England deponirt wurden. Man spricht von 80 bis 100 Millionen Mark. — Gleiche Schwierigkeiten entstanden bei dem Tode Alexanders des Dritten von Rußland, die dadurch beseitigt wurden, daß die offizielle Erklärung erfolgte, das Depot des Zaren sei ein Geschenk an seine von ihm hochverehrte Schwägerin, die Prinzessin von Wales. Hier trat natürlich das Recht der Steuerbefreiung in Kraft, das den Mitgliedern des englischen Königshauses zusteht. Uebrigens dürfte das Vergehen des englischen Schatzamtes nicht dazu angethan sein, den fürstlichen Kundekreis der „alten Dame in der Threadneedle Street" (wie die Bank von England im Volksmunde heißt) zu vergrößern. Es ist bekannt, daß die Kaiserin Friedrich, und a. a. der König und die Königin von Italien, die Königin-Regentin Christine von Spanien und die Wittwe Napoleons des Dritten zu den Depot-Inhabern der Bank von England gehören.

Das Steinkreuz auf dem Kremmener Damm

in der Nähe der alten Stadt Kremmen im Havellande erinnert an die erste Schlacht, die ein Hohenzoller auf märkischem Boden auszukämpfen hatte. Es galt, die pommer'schen Herzöge, die schon im Besitz der Uckermark waren, für immer aus der Mark zu vertreiben. Es ging heiß her am 24. Oktober 1412. Burggraf Friedrich stritt tapfer an der Spitze der Seinen. Angesehene Ritter, welche ihm aus seiner fränkischen Heimath gefolgt waren, besiegelten ihre Treue mit dem Tode, so der Graf von Hohenlohe, die Ritter Kraft von Leutersheim und Philipp von Utenhofer, worüber der Burggraf großen Schmerz empfand. Den gefallenen Helden setzte er ein Kreuz als Denkmal, doch nennt dasselbe nur Hohenlohes Namen. Die Inschrift lautet jetzt so: „Im Jahre des Herrn 1412, den 24. Oktober am St. Columbanitage fiel hier der edle Herr Johannes Graf zu Hohenloh; Friedrich der Erste, Markgraf von Brandenburg, des H. R. Reichs Erzkämmerer und Kurfürst, setzte zu seinem Andenken ein hölzernes Kreuz, welches 1666 zuerst, dann 1796 erneuert, Anno 1845 aus Stein neu errichtet wurde durch Friedrich Wilhelm den Vierten König von Preußen.

Eine Stammtischgesellschaft alter Herren

unterhält sich über das Thema „Gardinenpredigt", ohne doch über den Austausch gemachter Erfahrungen hinauszukommen. „Ach was, Gardinenpredigt," meint plötzlich Einer, „das giebts bei mir nicht. Nach einigen „Krachs" kam ich auf folgenden Einfall: ich legte mich schleunigst zu Bett und spannte über mir einen Regenschirm auf. Meine Alte, die grad anfangen wollt' zu räsonniren stutzt. „Na, was soll denn das?" fragte sie. „O nichts" sag' ich, „aber wer weiß denn, ob nicht ein Donnerwetter kommt . . . Seit der Zeit sagt sie kein Wort." „Das ist noch gar nichts," ruft ein anderer Stammtischler. „Wenn ich nach Haus komm' und meine Alte will ranzen, dann leg' ich ihr ein sauberes Blattl Papier hin und 'nen Bleistift dazu. Geh, Alte, sag' ich, heut' versteh' ich doch kein Wort von Deinem interessanten Vortrage. Sei so gut und schreib's mir auf, dann kann ich's doch morgen beim Frühstück mit Verständniß lesen. . . Aber was meinen Sie, daß sie thut? Nix thut sie und kein Wörtl sagt sie! Das Schreiben ist halt so'ne Sach' und so hab' ich meine Ruh'."

Mißtrauisch.

Herr Professor Moppel, der mit seinem Freunde, dem Förster Huber, auf die Jagd gegangen, schießt auf einen Hasen und sieht ihn fallen. In ängstlich freudiger Erwartung eilt er mit dem Förster zur Stelle, wo der todte Hase liegt, hebt ihn bei den Löffeln in die Höhe und fragt: „Sage mir, lieber Freund, ist das Thier wirklich todt?"

„Ja!"

„Kannst Du mit Bestimmtheit versichern, daß die Todesursache dieses Thieres ein Schrotschuß gewesen ist?"

„Ja!"

„Hast Du in den letzten fünf Minuten einen solchen Schrotschuß abgegeben?"

„Nein!"

„Also wirklich Ich?!"

Immer nobel.

Frau Tulpenblüh hat große Gesellschaft. Sie klingelt dreimal dem Stubenmädchen, daß dieses die Thür schließe — doch das Mädchen erscheint nicht. Endlich entschuldigt sich die Hausfrau bei ihren Gästen und sagt zu ihrer Tochter: „Rosalie, mein Kind, mach Du provisorisch die Thür zu!"

Aphorisme.

Zuweilen erweckt ein Hauch, ein Wort, ein Duft plötzlich in uns eine halbvergessene Erinnerung. Sie steht vor uns, wie ein Bettelkind, mit großen, verlangenden Augen, und mitten im Lärm des Lebens stehen wir still, und schenken ihr eine Minute des Träumens — der Wehmuth und des heißen Zurückverlangens. T. Resa.

Guter Rath.

Ein Hausknecht gewinnt 80,000 Mark, und da er sich nun in gewählteren Kreisen als bisher bewegen will, fragt er seinen Barbier, der „ein feiner Kerl" ist, wie er sich in noblen Gesellschaften zu benehmen habe.

Barbier: „Zieh' einen schwarzen Frack an, und halt's Maul!"

Fiasco.

Junger Mann (nachdem er seiner Angebeteten längere Zeit sehr stümperhaft vorphantasirt hat): „O, wenn ich hoffen dürfte, Fräulein Amalie, Sie durch diese Töne gerührt zu haben!"

Dame: „Aber Sie werden doch nicht glauben, so spielend mein Herz zu gewinnen?!"